

und es wird innerlicher, wenn sich einer schweigend darüber beugt. Dies Darüberbeugen wird notwendig sein, ist zitiere hierzu einen französischen Essayisten, der kürzlich über die moderne französische Lyrik schrieb. Er sagt: Ich finde keinen anderen Ausdruck, um diese Autoren in ihrer Gesamtheit zu charakterisieren als den, daß sie alle schwierige Dichter sind.

Ich habe mich im vorhergehenden vielleicht etwas zu rationalistisch, etwas zu klar über gewisse Verhältnisse ausgedrückt, vielleicht auch etwas zu hart. Allerdings nicht ohne Absicht. Es gibt, scheint mir, überhaupt kein Gebiet, über das so viele Mißverständnisse herrschen, wie über Lyrik. Ich habe beobachtet, wie kluge Leute, bedeutende Kritiker in dem einen Feuilleton einem wirklich großen Lyriker Verständnis und aufschlußreiche Betrachtungen widmen und in ihrem nächsten einem noch nicht einmal mittelmäßigen Epigonen dieselbe Aufmerksamkeit und Bereitschaft entgegenbrachten. Das kommt einem vor, als wenn jemand Porzellan aus der Ming-Dynastie nicht unterscheidet kann von unzerbrechlichem Geschirr, das jetzt als Mepal durch kinderreiche Hauswirtschaften geht. Die Gründe hierfür liegen nicht in Rücksichten äußerer Art, sondern in einem Mangel an inneren Maßstäben. Dieser Kritiker tastet immer noch an der Vorstellung herum, ein Gedicht handle von Gefühlen und solle Wärme verbreiten — als ob ein Gedanke kein Gefühl ist, als ob die Form nicht die Wärme ohnegleichen ist. Er reicht noch sehr tief in den alten Menschen hinein, dieser Kritiker, mit seiner Deuterei und Zweideuterei auf Kosten des reinen Gedichts. Ein neues Gedicht heißt für den Autor immer wieder, einen Löwen bändigen und für den Kritiker, einem Löwen ins Auge sehen, wo er vielleicht lieber einen Esel träfe. Aber es gibt auch viele Entlastungen für diese Kritiker, ich gebe

zu, ein Gedicht ist ein so komplexes Gebilde, daß es in allen keinen Kettenreaktionen zu übersehen wirklich sehr schwierig ist.

Aber auch noch in einer anderen Richtung haben vielleicht meine Worte zu hart und zu absolut geklungen. Ich stelle mir vor, hier auf einer der Bänke sitzt ein junger Mensch, der angefangen hat zu dichten, und dem nun durch meine Worte ein Reif in seine lyrische Frühlingnacht fiel. Ihm möchte ich sagen, daß das nicht meine Absicht war. Nur wenige beginnen vollendet, und ich will mich von ihm mit einer persönlichen Anekdote tröstend verabschieden. Ich war achzehn Jahre, als ich hier in Marburg zu studieren anfang. Es war im ersten Jahrzehnt dieses Jahrhunderts. Ich studierte damals Philologie und hörte ein Kolleg bei Professor Ernst Elster, dem Herausgeber der ersten großen Heine-Ausgabe, sein Kolleg hieß: Poetik und literarhistorische Methodenlehre. Es war ein anregendes und nach damaligen Maßstäben wohl auch modernes Kolleg. Heute allerdings sind die Methoden der Literaturwissenschaft sublimier, sie sind sogar äußerst sublim, namentlich in bezug auf die Prosa in Richtung von Stilanalyse und Sprachexegese, wenn man persönlich von ihr getroffen wird, wie es mir gerade in einer Doktorarbeit aus Bonn geschiedt, die meine frühe Prosa analysiert, dann wirkt sie sogar wie eine Vivisektion. Also ich hörte bei Elster, bei Professor Wrede über mittelalterliche Lyrik, und bei vielen anderen hatte ich belegt, und meinen Dank für die für mich grundlegenden zwei Semester an dieser Alma mater Philippina wollte ich versuchen durch diesen heutigen Vortrag abzustatten. Aber zurück zu dem Herrn auf der Bank! Also ich war hier, wohnte in der Wilhelmstraße 10, und in Berlin-Lichterfelde gab es eine Zeitschrift mit dem Titel „Romanzeitung“. Die hatte eine Rubrik in

der anonym eingesandte Gedichte rezensiert wurden. Dort hin schickte ich damals Gedichte und wartete nun zitternd einige Wochen auf das Urteil. Es kam und lautete: „G. B. ist freundlich in der Gesinnung; schwach im Ausdruck. Senden Sie gelegentlich wieder ein.“ Das ist lange her, und nun sehen Sie, daß ich nach einigen Jahrzehnten Arbeit doch unter die sogenannten Ausdrucksdichter gerechnet werde, während im Gegensatz dazu meine Gesinnung jetzt vielfach als unfreundlich bezeichnet wird. Ein Talent kann sich durch Arbeit ausbreiten, und ein Talent kann enden. Meine Lehre lautet: Spät ankommen, spät bei sich selbst, spät beim Ruhm, spät bei den Festivals. Also dichten auch Sie ruhig weiter, wenn Sie glauben, den neuen unbetretenen Weg zu den sechs Gedichten gehen zu müssen, von denen ich sprach. Nehmen Sie den Speer dort auf, wo wir ihn liegen ließen, um dieses Flaubertsche Bild zu gebrauchen. Äußere Mißerfolge, innerliche Zerstörungen sind Ihnen sicher, Tage, wo Sie sich kaum noch kennen, Nächte, wo Sie nicht weitersehen. Aber gehen Sie den Weg, und nehmen Sie, und alle, die die Freundlichkeit hatten, mir zuzuhören, als Abschied und Aufrihtung ein großartiges Hegelwort entgegen, ein wahrhaft abendländisches Wort, das, vor hundert Jahren ausgesprochen, die ganzen Komplikationen unseres Schicksals in dieser Jahrhundertmitte schon umschließt. Es lautet: „Nicht das Leben, das sich vor dem Tode scheut und vor der Verwüstung rein bewahrt, sondern das ihn erträgt und in ihm sich erhält, ist das Leben des Geistes.“

REDE IN DARMSTADT

Ein Mann aus West-Berlin, ein gebürtiger Norddeutscher zu dieser Stunde in der alten Hauptstadt Hessens, im Begriff, den nach dem Namen des berühmtesten hessischen Dichters genannten Literaturpreis entgegenzunehmen – eine ungewöhnliche Situation. Die Situation wird noch ungewöhnlicher, wenn man sich überlegt, daß der, nach dem der Preis heißt, mit vierundzwanzig Jahren starb und der, der ihn annimmt, in den Sechzigerjahren steht. Der Dorfjunge aus Goddelau, Sohn eines Arztes, und der Dorfjunge aus Mansfeld, Sohn eines Pfarrers – übrigens beide Ärzte – kommen in diesem Augenblick in Berührung.

Was verbindet sie, was verbindet die Generationen, was hebt die Landesgrenzen auf, was überbrückt die Lebensalter – es ist die Richtung gewisser Figuren, ihr Aufbruch, ihr Inhalt, ihr Ziel – will man denn einen Namen geben, so hieße er Produktion, Bemühung um Ausdruck und Stil, so hieße er Wille, gewisse Besitztümer, schwere lastende innere Besitztümer des Menschen, die nicht überall erkennbar sind, aber fast seinen Rang bestimmen, der Mitwelt darzustellen.

Der Mitwelt darzustellen – hier zögere ich schon. Vielleicht hat diese Wendung die Sonne noch zu lieb und auch die Sterne, und wir müssen, sie verlassend, in ein dunkleres Reich hinab – vielleicht ist es nur der Drang, qualvolle innere Spannungen, Unterdrücktheiten, tiefes Leid in monologischen Versuchen einer kathartischen Befreiung anzuführen.

Bevor ich hierherreiste, las ich noch einmal den Woyzeck. Schuld, Unschuld, Armseligkeit, Mord, Verwirrung sind